

ALI HUSNAIN

MIT J. CHESTER

DER PREIS MEINES GLAUBENS

Leben im Visier

der Islamisten

BRUNNEN/OpenDoors

Ali Husnain/J. Chester

Der Preis meines Glaubens

Leben im Visier der Islamisten

Brunnen Verlag/Open Doors

Die englischsprachige Originalausgabe erschien unter dem Titel
„The Cost – My Life on a Terrorist Hit List“
bei Zondervan, Grand Rapids. Die Lizenzausgabe wurde veröffentlicht
aufgrund einer Vereinbarung mit The Zondervan Cooperation L.L.C.
in der Verlagsgruppe HarperCollins Christian Publishing, Inc.
© 2016 by Ali Husnain

Deutsch von Dr. Friedemann Lux

Zum Schutz der Privatsphäre sind die Namen der meisten Personen in
diesem Buch geändert. Die Dialoge habe ich aus dem Gedächtnis rekonst-
ruiert. Die Aussagen und Handlungen aller Personen in diesem Buch sind
nicht als Aussagen und Handlungen von Personen gleichen Namens zu
verstehen. A. H.

© der deutschen Ausgabe:
2017 Brunnen Verlag Gießen
Umschlagfoto: selimaksan/iStock
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul
Satz: DTP Brunnen
ISBN Buch 978-3-7655-4308-1
ISBN E-Book 978-3-7655-7469-6

www.brunnen-verlag.de



*Für meine Tante Gulshan,
für all deine Mühe und Gebete.*

...

Ich sprach, ohne mir meine Worte zu überlegen. Alles, was ich spürte, als ich meinen Mund öffnete, war eine gewisse Gereiztheit und gleichzeitig eine merkwürdige innere Leichtigkeit und Unbeschwertheit.

„Ihr liegt falsch“, sagte ich. „Mit Tieropfern kommt man der Sünde nicht bei. Als ich in England war, hatte ich einen Traum, der mir die Wahrheit zeigte. Wenn ihr mit der Sünde fertigwerden wollt, müsst ihr zu Jesus beten.“

Schweigen. Ich spürte, wie sie mich anstarrten.

„Du lügst“, sagte Yazie, einer der Ältesten von uns. „Wie kannst du sagen, dass Jesus Sünden vergeben kann? Was du da sagst, ist selber eine Sünde!“

„Ich mach keine Witze, Yazie“, sagte ich. „Wenn du willst, kannst du es selber versuchen und zu Jesus beten. Probier’s aus.“

Er stand auf, sichtlich eingeschnappt, und ging, bald gefolgt von den anderen.

Ich versuchte, nicht mehr an den Vorfall zu denken, als ich nach Hause fuhr. Den nächsten Tag – es war wieder ein Schultag – war ich gut gelaunt. Bald, ja bald wäre das Schuljahr zu Ende ... Als der Unterricht vorbei war, war ich allein in einem der Klassenzimmer und damit beschäftigt, Stühle wegzuräumen, als Yazie in der Tür erschien. Er war groß und normalerweise ein Klassenclown, doch diesmal sah er ernst aus.

„Komm mit, Nomi“, sagte er.

Ich dachte nichts anderes, als dass ich mit ihm und ein paar Kumpeln mitgehen sollte, vielleicht zu Onkel Faisals Laden. Ich folgte ihm durch einen Seiteneingang der Schule nach draußen und sah zwei von seinen Cousins, die in der Nähe standen. Als sie uns sahen, kamen sie direkt auf mich zu. Vielleicht würden wir doch nicht zu Onkel Faisal gehen?

Sie fingen mit Schubsen und Ohrfeigen an. Ich verteidigte mich tapfer. Ich war zwar kleiner als sie, aber dafür schnell. Und voll von dem Frust, der sich in den eineinhalb Jahren, seit ich in England gewesen war, in mir aufgestaut hatte. Ich hatte es gründlich satt, dieses Gefühl, ein Fremder in meinem eigenen Leben zu sein, und obwohl ich nicht wusste, warum sie mich so herumstießen, begrüßte ich die Gelegenheit zurückzuschlagen, meine Fäuste zu ballen gegen all die Dinge, die ich nicht verstand.

Keiner von uns sagte ein Wort – ich nicht, Yazie nicht, der hinter mir stand und mich wiederholt von der Tür wegstieß, die zurück in die Schule führte, auch nicht seine beiden Cousins, die von Ohrfeigen zu Boxhieben übergegangen waren. Es war kein Geräusch zu hören, außer dem nächsten Klatschen von Faust gegen Haut und dem Scharren unserer Schuhe im Sand.

Ich weiß noch, wie ich dachte: *Die wollen mir bestimmt nur zeigen, wer der Boss ist in einem Land, wo die Sunniten das Sagen haben und nicht die Schiiten. Gleich haben sie genug und gehen nach Hause.*

Doch stattdessen gingen sie mit verdoppelter Kraft auf mich los, ein Kreis von Muskeln um mich herum, und zwangen mich zu Boden. Ich spürte, wie ein Stein in meinen Rücken riss. Ich biss die Zähne zusammen gegen den Schmerz. Sie pressten meine Arme und Beine in den Dreck und ich überlegte, ob ich außer Scharib noch jemanden brauchen würde für meine Revanche am nächsten Tag.

Eine Stimme, die ich nicht kannte, brach das Schweigen. *Was sagte der da?* Ich schaute hoch und sah einen Mann, der alt genug schien, um Yazies Vater oder Onkel zu sein. Er trug ein weißes *Salwar kamiz* und einen langen Vollbart und auf dem Kopf einen großen gelbgrünen Turban, der ihm bis über

die Schultern ging. Ich hatte ihn noch nie gesehen, aber der Kleidung nach konnte es nur ein Wahhabit sein.

Es dauerte einen Moment, bis ich merkte, dass er Arabisch sprach. „Du hast versucht, unsere Kinder zu *Kafir* zu machen. Der Islam gibt mir das Recht, jeden Ungläubigen, der so etwas tut oder gegen unseren geliebten Propheten spricht, zu töten!“

Kafir. Ungläubiger. Ich spürte, wie die nackte Angst in mir hochstieg.

Ich versuchte, sie niederzukämpfen. So redeten die Wahhabiten eben immer; ständig behaupteten sie, dass der Koran ihnen das Recht gab, diesen Mann oder jene Frau zu töten. Aber dann sah ich, wie der Fremde in die Tasche seines Gewandes griff und ein Klappmesser hervorzog. Die Angst schlug wie eine Welle über mir zusammen.

Wieder Schweigen. Er trat näher. Die einzigen Geräusche, die ich hörte, waren das Ankämpfen meiner Arme und Beine gegen die Schraubklammerhände von Yazie und seinen Cousins und das Aufklappen des Messers.

Der Mann mit dem Turban beugte sich zu mir herunter, eine Fußlänge von meinem Gesicht. Ich sah, wie Yazie, der meine Schultern auf den Boden gepresst hielt, auf das Messer herunterschaute, dessen Klinge etwas länger als meine Hand war. „Haltet ihn fester“, sagte der Mann. Ich sah, wie seine Augen meine Brust maßen und seine freie Hand auf sie zukam, um sie zu fixieren. Die Hand mit dem Messer schwebte über meinem Herzen.

Ich konnte nur eines denken in diesem Augenblick: dass ich noch nicht bereit war zu sterben. Ich musste fliehen! Ich wusste, dass das nicht ging, aber ich nahm die ganze Kraft, die ich noch hatte, zusammen und ruckte und riss mit meinen Schultern, um der herabschießenden Klinge auszuwei-

chen. Ich spürte, wie ein weißes Feuer in meine Brust riss, heiß und grausam. Ich sah, wie der Fremde seine rechte Hand wieder zurückzog und wie das Blut vom Messer troff.

Ich wollte schreien. Es ging nicht, der Schmerz machte mich stumm und nahm mir den Atem. Ich rang nach Luft. Da kam die nächste Schmerzflamme in meiner Brust. „Und noch mal“, sagte der Mann, während er ein zweites Mal zustieß. Diesmal gelang es mir, den einen Arm frei zu bekommen und schützend hochzuhalten, ein brüchiger Schild gegen die Klinge.

Ich sah nur meine Hand und ein Stückchen von dem blitzenden Stahl. Ich konnte nicht mehr kämpfen, die Kraft war weg. Plötzlich spürte ich wieder ihre Hände und die Welt kippte, die Gebäude über mir waren nicht mehr zu sehen. Sie schleiften mich über den Boden und ließen mich unter einem Strauch fallen. Dann das Geräusch von Schritten, die sich entfernten.

Ich versuchte, mich aufzusetzen. Der Schmerz war wie ein schwarzer Nebel um meine Gedanken und Glieder. Ich fiel wieder zurück. Erst jetzt sah ich, dass meine Brust blutverschmiert war. Ich schaute ein letztes Mal zu dem Strauch über mir hoch und sah den Himmel über ihm. Dann schloss ich die Augen.

Keine Zeit nachzudenken. Schlafen, einfach schlafen ...

11. Mein Name auf ihrer Liste

Als ich Jesus das zweite Mal sah, war dies ganz anders als beim ersten Mal. Das erste Mal, in England, wusste ich: *Du schläfst, und wenn du gleich nicht in den Himmel kommst, wirst du wieder aufwachen und in deinem kleinen Zimmer in Tante Gulshans Haus sein.*

Jetzt, beim zweiten Mal, wusste ich nicht, ob ich tot oder lebendig war.

Es begann mit dem Licht. Wieder umgab es mich von allen Seiten, wieder schwebte ich in seiner gleißenden Tiefe. Meine Angst verflieg. Es gab nur noch das Licht und mich. Keine Angst, keine Panik, nichts als ein unbeschreiblicher, tiefer, satter Friede.

Ich erkannte Jesus sofort. Es fällt mir schwer, ihn zu beschreiben, denn obwohl er äußerlich wie ein Mensch aussah, mit einem Gesicht, Haar, Händen und allem anderen, waren es nicht diese Dinge, die mir zeigten, dass er es war. So wie ich instinktiv wusste, dass das Licht gut war, so wusste ich mit jeder Faser, dass der, der hier vor mir stand, Jesus war. Ich wusste es. Einfach so.

Er sah mich an.

In diesem einen Augenblick hätten Berge sich auffalten und Ozeane trocken werden können. Ich weiß nicht, ob er tausend Jahre dauerte oder nur den Flügelschlag eines Vogels. Ich wusste nicht, an welchem Ort oder in welcher Zeit ich war. Ich wusste nur, dass er alles an und in mir sehen konnte.

Und immer noch dieses Licht. Und der Friede.

Ich hatte die Schmerzen nicht mehr gespürt. Jetzt kamen sie wieder. Aber sie waren nichts im Vergleich zu dem Licht und zu dem Wissen, dass Jesus bei mir war. Ich wusste, dass

ich schwer verletzt war, aber irgendwie schien das nicht wichtig zu sein.

„Du bist verletzt worden, weil du mich verteidigt hast“, sagte Jesus. „Ich lasse nicht zu, dass du stirbst.“

Er streckte seine rechte Hand aus und legte sie auf die Wunde an der linken Seite meiner Brust. „Ich beschütze dich.“

Ich schlug die Augen auf. Grün gestrichene Wände. Abblätternde Farbe. Abgestandene Luft, die nach Chemikalien roch. Meine Beine klebten auf etwas, das sich wie Plastik anfühlte. Mein Kopf lag zu tief. Dann Stimmen, die zu weit entfernt waren, um die Worte zu verstehen. Und der Schmerz in meiner Brust, der sich anfühlte, als ob er sich noch tiefer gegraben hatte, hinein in meine Knochen und auf der anderen Seite wieder hinaus.

Und dann Ami, die über mir stand, die Wangen tränenüberströmt, in ihren weit aufgerissenen Augen ein Blick, in dem – ja, was geschrieben stand? Angst? Schock? Freude?

Dann erschien ein zweites Gesicht. Ein männliches Gesicht, es kam mir vage bekannt vor. Ein Arzt vielleicht? Ja, ein Arzt. Er sah mir in die Augen, seine Hände betasteten mich. Er schien etwas zu suchen, aber nicht recht zu wissen, was. So hatte Jesus mich nicht angesehen. Wenn Jesus einen anschaute, sah er alles, aber dieser Mann hier schien völlig verwirrt zu sein.

Dann merkte ich, wie mein Körper schwerer wurde. Ich sank tiefer in die Kunststoffmatratze, auf der ich lag. Ich ließ mich fallen, die Erschöpfung war zu viel.

Als ich wieder aufwachte, war Ami neben mir. Sie japste, legte die Hand auf ihren Mund und beugte sich über mich, um mir einen Kuss zu geben. Diesmal war kein Schock in ihren Augen, sondern nichts als Freude.

„Nomi“, sagte sie, „du lebst!“

Sie sagte es wieder und wieder, hielt meine Hand fest, weinte und lächelte wieder. Dann hörte ich eine andere Stimme, spürte eine andere Hand an meiner Seite. Ich schaute hin. Scharib. Auch er lächelte, aber das Lächeln ging nicht bis zu seinen Augen.

„Der Wachmann hat dich gefunden“, sagte er, „und hierher gebracht.“ Er schaute kurz Ami an, dann schnell wieder mich und verstummte. War das eine Pistole in seinem Hosenbund? Schwer zu sagen.

„Der Arzt sagt, du hast viel Blut verloren“, sagte Ami. „Er hat gesagt, dass das Messer dein Herz verfehlt hat, aber dafür in die Lunge gegangen ist.“ Ihre Tränen wurden wieder stärker, sie musste sich kurz unterbrechen. „Er hat gesagt, dass sie nichts machen konnten und dass sie nicht genügend Zeit hatten, um dich in ein Krankenhaus zu fahren, wo man dich hätte operieren können. Er sagte, dass du im Sterben lagst.“

Ich musste an Jesus denken – an seine Hand auf meiner Brust und an seine Worte. Und dann wusste ich es: Er war es, der mich gerettet hatte. Er war es, der mich beschützt hatte, gerade so, wie er es mir in dem Traum versprochen hatte. Er hatte mir das Leben zurückgegeben.

Als der Arzt mich später untersuchte, sagte er mir, dass er sich nicht erklären konnte, wo all das Blut, das meinen linken Lungenflügel gefüllt hatte, hin war. Es war einfach verschwunden. Ich hätte ihm die Erklärung geben können, aber ich sagte nichts. Ich tat so, als ob ich wieder müde wäre, und bald ging der Arzt wieder.

Erst am folgenden Tag begann ich zu begreifen, was überhaupt geschehen war. Und was für mich jetzt auf dem Spiel stand. Scharib kam mich besuchen, und als wir allein waren, beugte er sich tiefer zu mir und sagte leise: „Draußen sind 'ne Menge Leute. Erst waren sie ganz aufgebracht, dass jemand

es gewagt hat, Baba-jans Sohn so was anzutun. Aber dann fingen die Gerüchte an.“ Er brach ab. Als er weitersprach, flüsterte er fast nur noch: „Stimmt das, was Yazie behauptet? Hast du ihm gesagt, er soll zu Jesus beten?“

Meine Kehle zog sich zusammen und ein brennender Durst kratzte meine Speiseröhre hinunter bis in meinen Magen. Ich hatte keine Lust, Scharib zu antworten, aber was brachte es, wenn ich log? Ich nickte.

Scharibs Augenbrauen hoben sich. Er blies die Wangen auf und atmete lange und schwer aus. „Du musst zu den Zeitungen gehen und ihnen sagen, dass du nur ’nen Witz gemacht hast.“

Ich wusste genau, warum er das sagte. Und dass ich seinen Rat unmöglich befolgen konnte. In den Stunden, die ich wach in diesem Bett gelegen hatte, war etwas in mir anders geworden. Aus jemandem, der lediglich an Jesus interessiert gewesen war, war jemand geworden, der ihm das Leben verdankte.

„Nein“, sagte ich, „das kann ich nicht.“

Seine Augen blitzten mich an, seine Stimme wurde rau und ärgerlich. „Dann sag wenigstens deiner Mutter, dass das ein Witz war. Die soll’s dann weitersagen; vielleicht reicht das, damit die Leute sich ’ne Weile beruhigen.“

„Nein.“ Ich lächelte. „Ist mir egal, ob die wütend sind oder nicht.“

„Das ist dir egal? Nachdem ich dich gestern hier besucht hab, bin ich los, um die Täter zu stellen. Hatte ’ne Knarre dabei; ich war bereit, sie persönlich zu erschießen. Aber die Polizei hatte sie schon verhaftet.“

„Sind sie im Gefängnis?“ Der Gedanke machte mir Mut.

„Nein! Die Polizei hat sie nur ein, zwei Stunden festgehalten. Als sie rausfand, dass sie dich angegriffen hatten, weil du

ein Abtrünniger warst, hat sie sie wieder freigelassen. Danach haben dann die Gerüchte angefangen.“

Schweigen. Ich spürte, wie meine Angst zurückkam.

Es war Scharib, der das Schweigen brach. „Was du gemacht hast, wird uns allen Ärger bringen. Wenn du deine Worte nicht in aller Form zurücknimmst und dich entschuldigst und klarstellst, dass du keinen von den Burschen vor Gericht ziehen wirst, wird deine ganze Verwandtschaft Scherereien kriegen. Und keiner von uns kann dich beschützen.“

Ich erinnerte mich an das, was Jesus mir gesagt hatte. Es war das Einzige, woran ich denken konnte.

Nach diesem Besuch von Scharib war ich die meiste Zeit allein. Bis auf die Besuche von Ami, die manchmal auch Misim und Zainab mitbrachte, lag ich die nächsten zehn Tage allein in meinem Bett in dem Krankenhaus – allein mit meinen Gedanken. Scharib kam nicht wieder und die beiden Male, als Baba-jan kam, blieb er am Rand des Zimmers stehen und schwieg.

Ich nahm es hin. Das Zimmer war ruhig und ich hatte viel Zeit zum Nachdenken. Scharibs Worte beschäftigten mich. Mit dem, was ich da gemacht hatte, tat ich also vielen in meiner Verwandtschaft weh. Das war mir gar nicht recht und ich hätte es gerne geändert. Aber ich wusste: Was geschehen war, war geschehen, und ich konnte es nicht ungeschehen machen.

In vieler Hinsicht waren diese Tage im Krankenhaus eine Fortsetzung meiner Meditationen auf dem Dach unserer Villa, nur dass ich jetzt nicht mehr nur *eine* Jesusvision hatte, an die ich mich erinnern konnte, sondern zwei. Ich ließ sie beide innerlich Revue passieren, spürte wieder das Licht, genoss den Klang der Stimme von Jesus und die Berührung seiner Hände.

Aber dann kam der Tag, an dem ich aus der Klinik entlassen wurde. Zu Hause wartete ein Donnerwetter auf mich.

Baba-jan holte mich ab. Während der Fahrt nach Hause – sie dauerte vielleicht zehn Minuten – sagte keiner von uns beiden ein Wort. Erst als Baba-jan den Range Rover durch das Tor unserer Villa lenkte, brach er das Schweigen: „Warum hast du mir nie was gesagt?“

Ich fragte: „Wie meinst du das?“

Er funkelte mich an, als ob er überlegte, ob er mich ohrfeigen sollte. Ja, wie meinte er das? Wusste er von meinem Traum und den Visionen? Oder meinte er meine Gebetsstunden mit Jesus oben auf dem Dach?

„Ich habe dir alles gegeben“, fuhr er fort. „Warum tust du mir das an?“

Er hatte natürlich recht. Baba-jan war eine Säule in unserer Stadt – ein Mann, der reich an Geld und Einfluss war und allgemein geachtet. Und weil er mich als seinen Sohn angenommen hatte, obwohl ich nur sein Stiefsohn war, war ich sein Erbe.

Ich wusste nicht, was ich ihm auf die Schnelle antworten sollte, und als ich aus dem Auto ausgestiegen war, war er schon im Haus verschwunden. Ami kam heraus, um mich hineinzuführen.

Drinnen erwartete Baba-jan mich. Er war noch nicht fertig. „Du musst das zurücknehmen und die Sache in Ordnung bringen!“ Er sprach nicht mehr, sondern brüllte. Er drehte sich zu Ami hin und machte eine genervte Geste mit der Hand. „Sag deinem Sohn, dass er nicht so dumm sein soll!“ Er ging zurück nach draußen, die Haustür hinter sich zucknallend.

So wütend hatte ich Baba-jan noch nie erlebt und es machte mich nervös. Meine Mutter war auch aufgewühlt, aber sie

brüllte nicht, sondern ihre Stimme war leise und sanft. „Er hat recht“, sagte sie. „Die Leute reden über die Geschichte und sie sind alle böse auf dich. Sag ihnen, dass du das nicht ernst gemeint hast, dass das ein Witz war, dann kann Baba-jan den Rest erledigen.“

Wie bei Scharib wusste ich auch jetzt, dass ich diesen Wunsch nicht erfüllen konnte, aber diesmal war mir klarer, warum das nicht ging. Jetzt wusste ich, dass es einen Grund dafür gab, dass Jesus mir in meinem Traum versprochen hatte, mich zu beschützen. Mein Leben war in Gefahr und Jesus wusste das nicht nur, er war auch der Einzige, der in der Lage war, mich zu schützen. Ohne ihn wäre ich jetzt tot gewesen. Er war der Eine, dem ich vertrauen konnte; ihn zu verlassen, wäre Selbstmord.

Ich sah Ami an. Wie sollte ich ihr das erklären? „Das war kein Witz, Ami. Ich war wirklich tot und jetzt bin ich wieder lebendig.“

„Nomi ...“, begann sie.

Ich unterbrach sie. „Das ist mir ernst. Als sie mir das Messer in die Brust gestochen hatten, hab ich, bevor ich wieder zu mir gekommen bin, Jesus gesehen. Er hat mich berührt, hier ...“ Ich hob meinen linken Arm – der Schmerz ließ mich kurz zusammenzucken – und zeigte mit der rechten Hand auf die Stelle. „Der Arzt hatte recht und du auch. Ich war wirklich kurz vor dem Tod. Aber Jesus hat mich geheilt; er hat mir das Leben gerettet.“

Ich beobachtete Amis Gesicht. Es sah verwirrt aus, dann wurde es streng. Sie starrte mich an.

Ich nahm einen neuen Anlauf. „Wenn mir ein anderer Prophet erschienen wäre, wärt ihr jetzt alle happy. Die Leute würden kommen, um mich zu besuchen, und in der Familie wäre alles Friede, Freude, Eierkuchen. Aber weil mir Jesus er-

schienen ist, regt ihr euch alle auf. Ich versteh das nicht. Jesus kommt doch im Koran vor, wo ist denn da das Problem?“

Ami starrte mich weiter an. Ich konnte ihre Miene nicht deuten und versuchte noch einmal, mich zu erklären. „Hör mir zu. Jesus hat mir versprochen, dass er mich beschützen wird. Er wusste, dass ich in Gefahr kommen würde. Er war der Einzige, der das, was mir da passiert ist, vorhergesehen hat, und er ist der Einzige, der mir geholfen hat. Wie kann ich ihm da nicht vertrauen?“

Ami atmete tief aus. Sie sah müde aus und ihre Worte fielen so schwer aus ihrem Mund wie Sterne, die vom Himmel stürzen. „Nomi, wenn du den Leuten das sagst, bringen sie dich um.“

Die Frustration stieg in mir hoch. „Verstehst du mich immer noch nicht? Er wird mich beschützen. Er wird es nicht zulassen, dass die Leute mich umbringen; er hat mir das doch gesagt, als ich in England war. Ich hab eine Vision gehabt und danach einen Traum, und Gott und Jesus haben mir gesagt, dass alles gut werden wird!“

Sie schaute mich irritiert an. „Und was ist mit *uns*? Wird er uns auch beschützen?“

Ich antwortete nicht, denn ich wusste die Antwort nicht.

So ging das die nächsten Tage weiter. Die meisten unserer Gespräche endeten damit, dass Baba-jan die Tür hinter sich zuknallte oder Ami tief Luft holte und mir befahl, mich hinzulegen und auszuruhen. Scharib verschwand aus meinem Leben und keiner meiner Freunde meldete sich. Meine Tage schrumpften. Ich schlief und aß, besuchte die Schule und ging auf unser Dach, wo ich Jesus in kurzen, dringenden Gebeten bestürmte, mir zu helfen.

Den Schulunterricht wieder aufgenommen hatte ich eine Woche nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus –

gerade rechtzeitig, um das Schuljahr beenden zu können. Baba-jan hatte mir klargemacht, dass ich nicht mehr auf die katholische Schule gehen würde. Ich protestierte, aber es half nichts: Er meldete mich unter einem anderen Namen an einer islamischen Schule am anderen Ende der Stadt an. Ich fügte mich schließlich und ging dort in den Unterricht. Ami hatte mir gesagt, dass mein Fall in der Zeitung gekommen war, aber entweder gab es in dem Artikel kein Bild von mir oder meine neuen Schulkameraden hatten ihn nicht gelesen. Wie auch immer, ich war für alle der stille Neue. Es war, als ob ich unsichtbar war, was mir gerade recht war.

Ich fühlte mich nie allein, wenn ich auf meinem Motorrad zu der neuen Schule oder nach Hause fuhr oder durch überfüllte Gänge oder leere Höfe ging. Die Worte, die Jesus mir gesagt hatte, besaßen eine merkwürdige Kraft und ich erinnerte mich oft an sie. Ich trug sie bei mir wie einen Talisman oder wie eine wichtige Medizin. Ich brauchte mich bloß an sie zu erinnern und fühlte mich sofort stärker. Stärker und zuversichtlicher.

Eines Tages war ich nach der Schule unterwegs nach Hause, als ich Lust bekam, Onkel Faisals Laden zu besuchen. Ami wie Baba-jan hatten mir eingeschärft, mich dort nicht mehr blicken zu lassen, aber ich fand, dass sie es übertrieben. Dass meine neuen Schulkameraden mich in Ruhe ließen, hatte mir Auftrieb gegeben; offenbar hatte keiner den Zeitungsartikel über mich wirklich durchgelesen. Mein Fall hatte etwas Staub aufgewirbelt, sicher, aber der würde sich auch wieder legen. Ich bog nach links in eine ruhige Seitenstraße ein. Heute würde ich einen kleinen Sieg erringen in meinem Kampf um mein Leben. Wenn ich meinen Freunden zeigen konnte, dass ich nicht verrückt geworden war und dass sie nichts von mir zu befürchten hatten, würden die Missver-

ständnisse sich vielleicht in Luft auflösen und das Leben wieder normal werden.

Während mir dieser Tagtraum noch durch den Sinn ging, kam vor mir eine Autoschlange in Sicht, an einer belebten Kreuzung ein paar Straßen von Onkel Faisals Laden entfernt. Ich bremste und hielt an. Plötzlich hörte ich, wie jemand schrie: „*Kafir!*“

Ich drehte meinen Kopf in die Richtung. Dann sah ich sie, auf der anderen Straßenseite, vor einem Café. Yazie und mehrere andere aus meiner alten Schule.

Sie fingen an, in meine Richtung zu rennen.

Plötzliche Angst. Ich zog am Gashebel. Das zornige Aufheulen meines Motors schnitt durch die übrigen Verkehrsgeräusche. Ich versuchte, mein Motorrad nach vorne zu bewegen, aber die Autos waren wie eine Mauer um mich herum. Ich drehte den Motor noch lauter auf. *Kommt, bewegt euch, macht Platz!* Keine Chance, es ging nur zentimeterweise vorwärts. Ich drehte mich wieder um. Yazie und seine Kumpel waren jetzt nur noch ein paar Autos von mir entfernt. Ich schrie die Autofahrer an, Platz zu machen. Ich sah, wie sich eine schmale Lücke öffnete, und schoss wie ein Pfeil hindurch. Da war die Kreuzung, aber es war zu spät. Sie hatten mich gepackt, ihre Hände rissen an meiner Jacke, versuchten mich von dem Motorrad herunterzuziehen. Ich nahm die Hand vom Gashebel, um sie wegzustoßen, und der Lärm meines Motors ging in dem ihrer Schreie unter.

Schon bildete sich eine kleine Menschentraube um uns. Obwohl Yazie und seine Freunde weiter ihr *Kafir!* schrien, kamen mehrere ältere Männer mir zu Hilfe und stießen sie zurück.

Nichts wie weg! Ich schoss mit aufheulendem Motor davon und fuhr nach Hause, so schnell ich konnte. Auf dem ganzen

Weg traute ich mich nicht, über meine Schulter zurückzuschauen. Als ich genügend wieder zu Atem gekommen war, um Ami die Geschichte zu erzählen (allerdings ohne ihr zu sagen, dass ich auf dem Weg nach Onkel Faisals Laden gewesen war), drückte sie mich an sich und versuchte, mich zu beruhigen. Ich spürte, wie ihr Herz in ihrer Brust hämmerte.

Baba-jan machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. „Du bist dumm“, sagte er mir an diesem Abend. „Du lebst hier nicht in einem christlichen Land. Die werden dich umbringen!“

Seine Worte rissen die Wunde der Angst in mir wieder auf, die ich so verzweifelt zuzupflastern versuchte.

Ich hätte so gerne wieder ein normales Leben geführt – mit meinen Hunden gespielt, in Onkel Faisals Laden Spiele gewonnen, Drachen fliegen gelassen und von meiner Zukunft als Autohändler geträumt, der schnelle, schöne Autos verkaufte. Ich hatte versucht, sie abzuschütteln, die Wahrheit, dass ich diese Dinge nicht mehr haben konnte – jetzt, wo ich etwas Besseres gewählt hatte.

Ich versuchte, Baba-jans Warnungen wegzuwischen, so wie ich versuchte, meine eigenen Ängste zu ignorieren, aber meine Stimme klang kraftlos, als ich antwortete: „Wen meinst du mit ‚die‘? Das sind doch bloß Yazie und seine Cousins. Irgendwann lassen die mich auch wieder in Ruhe.“

Baba-jan lachte tonlos. „Der Mann, der dich fast erstochen hat, war ein Wahhabit.“

„Das weiß ich“, sagte ich.

„Er ist nicht irgendein Wahhabit, er gehört zu den Terroristen. Und Yazies Vater auch. Erinnerst du dich noch an die Bombenanschläge? Er ist einer von *denen*.“

Meine Verteidigungsmauern brachen zusammen. Mir war, als ob ein Kabel sich unerbittlich um meine Brust legte und

sie zusammendrückte, bis ich laut aufschreien wollte. Die Terroristen. Ich wusste Bescheid über sie, wie jeder in meinem Land. Sie waren brutal, sie waren furchtbar, ein wahr gewordener Albtraum aus Fleisch, Blut und Stahl.

„Ich dachte, die sind eher im Norden“, sagte ich leise.

„Nein, die sind auch hier unten.“

Es dauerte Stunden, bis meine Brust sich wieder normal anfühlte, und selbst dann konnte ich nicht schlafen. Ich hatte Angst, dass meine Stichwunde sich wieder öffnen würde, und inspizierte wiederholt die dünnen Verbände nach frischem Blut. Aber obwohl mein Herz sich wie ein Vulkan anfühlte, blutete ich nicht. Am nächsten Morgen graute mir davor, zur Schule zu fahren. Ami protestierte nicht, als ich ihr sagte, dass ich mich nicht wohlfühlte, und ich blieb den ganzen Tag zu Hause. Ich versuchte, an Jesus zu denken, aber es wollte mir kaum gelingen. Die neuen Gedanken – furchtbare, angst-einflößende Gedanken – drängten sich in den Vordergrund, schoben alles andere beiseite. Ich hatte gesehen, in den Nachrichten und im Internet, wozu die Terroristen fähig waren. Ich hatte sie gesehen, die Bilder von Männern mit durchgeschnittener Kehle, von ausgebrannten Autowracks, von Gefangenen, die auf ihre Hinrichtung warteten.

Am Abend ging ich in Misims Zimmer. Vielleicht könnte ich einschlafen, wenn ich seinem tiefen Atmen lauschte. Ich lag still da, hörte den gedämpften Lärm der Autos, die hin und wieder vorbeifuhren, und die Geräusche der Ziegen und Kühe auf der Wiese hinter dem Haus.

Ich war gerade dabei einzuschlafen, als ich es hörte.

„*Kafir!*“

Es war eine einzelne Stimme, aber laut. Also nicht weit entfernt. Mein Herz begann zu hämmern. Der Rest des Hauses war still und ich schaute durch die offene Tür nach draußen

in den Flur. Dort war alles dunkel, was bedeutete, dass Ami und Baba-jan ins Bett gegangen waren. Ich ging leise zum Fenster. Hatte ich mir das vielleicht gerade nur eingebildet? Aber noch bevor ich das Fenster erreichte, kam es wieder: „*Kafir!*“

Plötzlich stand Baba-jan neben mir, nur halb angezogen, aber hellwach. „Geh weg vom Fenster“, sagte er. Er schloss die Tür hinter mir.

Ich setzte mich neben Misims Bett. Mehr Schreie, jetzt aus vielen Kehlen. Sie kamen immer näher. Jetzt hämmerte es an das Eisentor vor unserer Villa. Schreie, Flüche, hämmernde Fäuste.

Ich konnte sie jetzt deutlich hören. Es klang wie mindestens zehn Personen, wenn nicht noch mehr. „Schickt ihn raus oder wir zünden das Haus an!“ Irgendwo im Haus schrie eine der Dienerinnen. Dann öffnete sich die Tür von Misims Zimmer wieder und Zainab und Ami kamen herein. Hinter ihnen kam Baba-jan, der die Tür hinter ihnen verschloss. Jemand hatte das Licht im Zimmer angeknipst.

Misim war noch schlaftrunken. „Was ist los?“, fragte er.

Ami hielt ihn fest und wiegte ihn in ihren Armen.

Dann ein neues Geräusch. Schüsse.

Misim fing an zu weinen und Zainab vergrub sich in der Decke, die Ami um ihre Schultern gelegt hatte.

Ich dachte erst, dass die Schützen auf unser Haus zielten, hörte aber kein Klirren zerspringender Fensterscheiben. Schossen sie in die Luft? Was auch immer sie machten, es war nichts Gutes. *Jesus*, betete ich leise. Jesus, was? Ich wusste nicht, wie ich fortfahren sollte.

Baba-jan kam wieder ins Zimmer, diesmal mit den Dienern. Sie sahen verschreckt aus. „Komm!“, sagte er zu mir. Er streckte die Hand aus. Sein Blick ließ keine Widerrede zu. Er

zog mich am Arm aus dem Zimmer und schloss wieder die Tür hinter sich.

„Was ist los?“, fragte ich.

Er antwortete nicht, sondern marschierte los, die Treppe hinunter. Meine Angst schaltete einen Gang höher, als ob jemand den Gashebel meines Motorrads durchgedrückt hätte. „Nein!“, rief ich unwillkürlich. Wollte der mich dem Mob da draußen vorwerfen? „Wo bringst du mich hin?“

Er zog mich an beiden Armen die Treppe hinter sich hinunter. Ich hatte keine Wahl, ich musste mitlaufen. Als wir unten waren, presste ich meine Füße auf die kühlen Bodenfliesen und versuchte, ihn zu stoppen. Er drehte sich kurz um und sah mich an. „Ich bring dich hinten raus.“

Wir gingen durch die Hintertür nach draußen. Jetzt hörte ich die Schreie noch deutlicher. „Schickt ihn raus“, brüllten sie nach wie vor. „Raus mit ihm oder wir zünden das Haus an!“ Ich folgte Baba-jan über den Hinterhof zu dem kleinen hinteren Tor und dem Parkplatz von Amis Auto. Hier hatte ich vor wenigen Jahren Baba-jans Munition vergraben und einen Moment dachte ich, er habe mich hierher gebracht, um sie wieder auszugraben, damit wir uns verteidigen konnten. Aber stattdessen öffnete er die Tür von Amis Honda. „Steig ein.“

Er fuhr leise los und ließ die Scheinwerfer ausgeschaltet, bis wir über die Wiese waren und auf die Straße einbogen, die von unserem Haus wegführte. Ich versuchte, mich umzudrehen, um zu sehen, ob jemand uns folgte. Es waren keine anderen Autos zu sehen.

Baba-jan fixierte die Straße, als ob sie voller Minen wäre, und kaum eine Sekunde verging, ohne dass er prüfend in den Rückspiegel schaute. Nach ein paar Minuten schien er sich etwas zu entspannen.

„Wo fahren wir hin?“, fragte ich.

„Das weiß ich noch nicht. Vielleicht bringe ich dich in ein Hotel.“

Wir fuhren weiter. Wir schwiegen wieder. Ich schaute die ganze Zeit nach vorne, sah bekannte Straßen vorbeiziehen und fragte mich, ob das nächste Scheinwerferpaar, an dem wir vorbeikamen, abrupt wenden und anfangen würde, uns zu folgen.

Plötzlich bog Baba-jan mit quietschenden Reifen auf die Ausfallstraße aus Lahore ein. Ich sah ihn fragend an. Er sagte: „Hotel geht nicht, dort kriegen sie dich. Ich fahr dich stattdessen zu einem Freund von mir.“

„Wo ist das?“

Er sagte, in Multan, einer Stadt zwei Autostunden entfernt. Erst fand ich es gut, aus Lahore wegzukommen, aber dann, als die Minuten und die Kilometer mehr wurden, fragte ich mich, wer dieser „Freund“ war. Was für ein Mann war er? Wie lange würde ich bei ihm bleiben? Ich war sechzehn Jahre alt, aber ich fühlte mich, als ob es sechs wären.

Ich wusste, dass ich Baba-jan nicht noch mehr fragen konnte, und so versuchte ich, mich mit meinen Erinnerungen an meinen Engländeraufenthalt abzulenken. Irgendwann muss ich wohl eingeschlafen sein, denn ich wachte davon auf, dass Baba-jan mein Bein schüttelte. „Wir sind da. Komm.“

Es war vier Uhr morgens und noch dunkel, aber es gab mehrere Straßenlaternen. In deren Schein sah ich, dass wir vor einem niedrigen Haus standen, in einer von Bäumen gesäumten Straße. Es sah schön, aber fremd aus. Hier war ich im Leben noch nicht gewesen. Baba-jan klopfte an die Tür. Sie öffnete sich sofort, und in ihr erschien ein Mann, der mir ebenfalls vollkommen fremd war. Er hielt die Tür offen und bedeutete uns einzutreten.

„Was sind das für Sachen, Manzoor? Ich hab mir Sorgen gemacht nach deinem Anruf.“

„Es ist nichts weiter Schlimmes, Hassan“, sagte Baba-jan, der plötzlich entspannter und besser gelaunt aussah, als ich ihn seit Wochen erlebt hatte. „Ali“ – er zeigte auf mich – „hat halt Probleme mit ein paar Wahhabiten bekommen. Wäre gut, wenn er für ein paar Wochen bei dir bleiben könnte, bis ich eine andere Lösung für ihn gefunden habe.“

„Okay“, sagte der Mann. „Kein Problem.“

Und damit war das Gespräch auch schon beendet. Baba-jan stand wieder auf, um zu gehen. Er schaute mich an. „Ich muss jetzt zurückfahren und nach den anderen schauen.“

Ich nickte. „Wiedersehn“, sagte ich. Was sollte ich sonst sagen?

Jetzt wusste ich es endgültig: Es gab kein Zurück mehr.

...

Als die Schiebetüren im Flughafen sich hinter mir geschlossen hatten und ich mich zu meinem tränenbedeckten Spiegelbild umdrehte, wusste ich, dass es nur noch eines gab: weitergehen und in das Flugzeug steigen. Meine Freude darüber, Pakistan zu verlassen, war fort ...

16. Aufgespürt!

Das Einzige, was meinem Leben in diesen dunklen Tagen so etwas wie Normalität verlieh, war das College. Das Studium war spannend, ich lernte gerne und mein Englisch wurde immer besser. Ich kam nie ganz dahinter, warum junge Engländer meines Alters in Kleidern auf die Straße gingen, die wie ein Schlafanzug aussahen. Ich setzte es schließlich auf die „Liste der englischen Angewohnheiten, die ich nie verstehen werde“. Diese Engländer brachten ihr krankes Kaninchen zum Tierarzt und benutzten nackte Frauen, um für Schokolade, Motorräder und alles Mögliche andere zu werben. Aber im Großen und Ganzen waren sie so, wie Tante Gulshan sie mir bei meinem ersten Besuch beschrieben hatte: nette Menschen, die einen anständig behandelten.

Auch wenn Tante Gulshan sich dann manchmal Sorgen um mich machte, nahm ich mir immer Zeit für den Heimweg vom College. So konnte ich etwas nachdenken. Im College war ich ein junger Mann aus England, bei Tante Gulshan war ich der Neffe aus Pakistan. Manchmal fiel es mir leicht, mich zwischen den beiden Welten zu bewegen. Aber manchmal brauchte ich mehr Zeit dazu, als der Heimweg, den ich zu Fuß und mit dem Bus zurücklegte, mir erlaubte. Dann ging ich nach dem Abendessen noch einmal hinaus, setzte mich im Park auf eine Bank und schaute den Spaziergängern und Joggern zu. Ich spielte nach wie vor manchmal Basketball mit den Freunden in der Gemeinde. Als der dreizehnte Monat des Wartens auf die Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte kam, machte es mir keinen Spaß mehr, alleine den Ball in den Korb zu jagen; es war irgendwie zu anstrengend.

In dem Jahr, seitdem James meinen Fall vor den Gerichtshof für Menschenrechte gebracht hatte, hatte ich die übliche Gefühlsachterbahn durchgemacht – ich war verzweifelt und wie betäubt gewesen, ungeduldig und aufgeregt, traurig und sehr traurig. Aber das Jahr hatte auch Gutes gebracht: Ich war zwanzig geworden und hatte in meinem Studium gute Fortschritte gemacht. Und das Allerbeste war: Ich konnte wieder mit Ami telefonieren. Auch wenn Baba-jan das nicht gut fand und auf jedes Gespräch mindestens ein Monat Schweigen folgte, halfen mir unsere Telefonate sehr. Wenn Ami mir erzählte, wie groß Misim geworden war und wie gut Zainab in der Schule war, wusste ich wieder, dass ich eine Familie hatte, auch wenn diese mich offiziell verstoßen hatte.

Am Ende eines dieser Gespräche sagte meine Mutter: „Als Misim gestern von der Schule heimkam, hat er mir erzählt, dass sein Lehrer ihn gefragt hat, wer sein Held sei. Alle anderen in der Klasse nannten berühmte Kricketspieler oder Filmstars, aber Misim sagte, dass du sein Held bist.“

Ich war Misims Held – tagelang zehrte ich von dieser Nachricht. Es war wie eine Bluttransfusion bei einem Schwerkranken. Als die Wirkung nachließ, wartete ich auf den nächsten Anruf. Oder auf die nächste Nacht, in der ich davon träumte, wieder zu Hause zu sein, einfach in unserem großen Wohnzimmer zu sitzen und zu den Ventilatoren an der Decke hochzuschauen. In diesen Träumen war alles wieder normal und gut, und wenn ich aufwachte, spürte ich weiter die Gegenwart meiner Lieben, als ob ihre Schatten noch in der Luft schwebten.

Ich dachte an einen dieser Träume, als ich wieder einmal abends in dem Park saß und zuschaute, wie Hundebesitzer mit ihren Lieblingen spielten. Den ganzen Tag hatten die Menschen geklagt, wie heiß es war. Die Hitze war nichts ge-

wesen verglichen mit der Sonnenglut, die in Pakistan die Erde zum Backofen machte. Aber es war schön, jetzt die Augen zu schließen und den Rest der Sonnenwärme auf dem Gesicht zu spüren. Wenn die Sonne endgültig unterging und die Luft kühler wurde, war es Zeit, nach Hause zu gehen.

Als ich zurückkam, schaute Tante Gulshan zum Fenster hinaus, die Hände über den Mund gelegt. „Ich habe einen Anruf gekriegt“, sagte sie, kaum dass ich die Haustür hinter mir geschlossen hatte. Ihr Atem ging rasch, und obwohl ihre Stimme leiser als üblich war, als sie diese fünf Worte wiederholte, war es offensichtlich, dass irgendetwas ihr einen furchtbaren Schrecken eingejagt hatte.

Es gelang mir, sie so weit zu beruhigen, dass sie mir alles erzählen konnte. „Es waren mehrere und sie waren wütend. Erst fragten sie: ‚Wo ist Ali?‘ Ich wollte es ihnen schon sagen, als im Hintergrund irgendetwas schrie: *Allahu akbar!*“ Da hab ich gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Dann sagten sie, dass du ein Abtrünniger bist, der den Tod verdient hat. Morgen Nachmittag um zwei wollen sie wieder anrufen, und wenn ich ihnen dann auch nicht sage, wo du bist, wollen sie kommen und uns alle beide umbringen.“

Ihre Worte ließen unvermittelt das alte, eisige Gespenst der Angst wieder in mir hochsteigen. Ich rief Tim und Gordon an. Sie kamen sofort. Erst als ich hörte, wie sie an die Haustür klopfen, merkte ich richtig, dass Tante Gulshan nicht die Einzige im Haus war, die panische Angst hatte. Ich dachte nichts anderes, als dass die Tür gleich krachend auffliegen und Männer mit Messern hereinstürzen würden, um mich zu töten. Ich merkte, wie die nur zu vertraute unsichtbare Schraubzwinge sich wieder um meine Brust legte, um mir die Luft abzudrücken.

Tante Gulshan wiederholte ihren Bericht über den Anruf.

Gordon fackelte nicht lange und rief die Polizei an. Bald danach kamen zwei Polizisten, und zum dritten Mal hörte ich zu, wie meine Tante den Anruf schilderte und das Ultimatum bis 14 Uhr am folgenden Tag. Mit jeder Wiederholung fühlte ich mich schlechter. Ich merkte, wie die Stelle, wo mir vor drei Jahren der Mullah das Messer in die Brust gestoßen hatte, wieder wehtat.

Die Polizisten blieben ganz ruhig. „Wir lassen über Nacht einen von unseren Wagen hier vor dem Haus, und morgen kommen wir wieder und schneiden den Anruf mit.“ Sie verhielten sich gerade so, als ob solche Drohanrufe das Normalste von der Welt wären. Für mich war die Sache schlimmer als meine schlimmsten Albträume.

Tim und Gordon blieben bis spät in die Nacht. Noch lange nachdem Tante Gulshan ins Bett gegangen war, redeten und beteten sie mit mir. Als sie gegangen waren, prüfte ich alle Außentüren, ob sie auch verschlossen waren, ging in mein Zimmer und schob den Stuhl so vor die Tür, dass er die Klinke blockierte.

Dann setzte ich mich unter dem Fenster auf den Fußboden und lauschte in die Nacht hinaus. Draußen war alles still, bis auf ein paar in der Ferne vorbeifahrende Autos. Einen Augenblick lang war ich wieder in der Hütte in dem Wald und versuchte hektisch, aus den normalen Nachtgeräuschen die herauszuhören, die auf einen bevorstehenden Überfall schließen ließen.

Ich schloss die Augen, um wenigstens ein bisschen Schlaf zu bekommen. Es ging nicht. Die Angst hielt mich wach, obwohl ich total übermüdet war. Ich war es leid zu warten, immer wieder auf der Flucht zu sein. Ich hatte genug davon, auf den Schutz durch andere Menschen angewiesen zu sein. Und ich war diesen Schmerz satt, der jedes Mal kam, wenn ich an

Ami, Zainab und Misim dachte. Das Abschiednehmen am Flughafen von Lahore war die Hölle gewesen, aber jetzt war der Schmerz noch größer. Wenn ich in diesem Augenblick nach Pakistan hätte zurückfliegen können, damit die Wahhabiten mich umbringen und dem ganzen Elend ein Ende setzen würden – ich glaube, ich hätte es allen Ernstes gemacht.

Am nächsten Morgen kamen Gordon und Tim wieder. Etwas später kamen zwei neue Polizisten, die die nötigen Geräte dabei hatten, um den Anruf aufzunehmen. Sie stellten uns die gleichen Fragen wie ihre Kollegen am Vorabend und Tante Gulshan bekam die strikte Anweisung, das Gespräch mit den Anrufern möglichst in die Länge zu ziehen, damit die Polizei den Anrufer ermitteln konnte.

Die Minuten schlichen dahin. Dann war es endlich 14 Uhr. Das Telefon klingelte nicht. Reglos wie Statuen saßen wir im Wohnzimmer, während Tante Gulshan neben dem Telefon im Flur wartete, bereit, sofort abzuhängen. Ich hörte das Rauschen meines eigenen Blutes in den Ohren; bestimmt konnten die anderen es auch hören.

Das Klingeln des Telefons ließ mich zusammenfahren. Tante Gulshan nahm ab. „Ja, hallo?“

Eine laute Stimme, die auf Urdu schrie: „*Allahu akbar! Allahu akbar!* Der Junge ist ein Ungläubiger, der Schande über Mohammed gebracht hat! Wir werden ihn töten! *Allahu akbar!*“

Einer der Polizisten bedeutete Tante Gulshan mit einer Geste, dass sie versuchen sollte, den Anrufer zu beruhigen. Es nützte nichts. Sie schrie zurück in den Hörer: „Wie könnt ihr es wagen, ihn einen Ungläubigen zu nennen? Ihr spinnt wohl! *Ihr* habt die falsche Religion, *ihr* seid eine Schande!“

Stille. Das Gespräch war weg. „Was ist passiert?“, fragte ich. „Na, die haben aufgelegt!“ Der Polizist sah verärgert aus. Er

wollte weitersprechen, als das Telefon wieder klingelte. Die nächste Tirade auf Urdu begann, aber diesmal weniger laut, und Tante Gulshan, jetzt mit einem Polizisten an ihrer Seite, blieb ruhig.

„Wenn Sie wissen, wo er ist, müssen Sie es uns sagen. Wenn Sie's nicht tun, kommen wir und zünden Ihr Haus an und töten *Sie*. Die Polizei ist uns egal. Wir haben unsere Leute in der Cowley Road, die schicken wir zu Ihnen!“

Ich sah zu dem Polizisten hin, der neben mir stand, aber ganz offensichtlich konnte er kein Urdu. Dafür Tim. Er sah blass aus.

Als das Gespräch zu Ende war, versuchte ich, das, was die Anrufer gesagt hatten, zu übersetzen. Die Polizisten zogen bald wieder ab – wohl um sich mit den Kollegen, die den Anrufer zu ermitteln versuchten, zu besprechen und um meine und Tims Version des Gespräches mit der „amtlichen“ Übersetzung im Polizeirevier zu vergleichen. Als sie zurückkamen, sahen sie ernst aus.

„Der Anruf kam aus Pakistan, aber was Sie uns mit der Cowley Road gesagt haben, stimmt. Wir wissen auch, welche Moschee die gemeint haben.“

„Dann schicken Sie doch gleich jemand da hin und verhören die Leute“, sagte Gordon.

„Genau das werden wir nicht machen.“

„Warum nicht?“, fragte Gordon.

„Weil wir die Situation nicht unnötig anheizen wollen. Wir können keine Krawalle in der Cowley Road gebrauchen. Am besten ist es, wenn Sie dieses Haus verlassen, Ali.“

Das hatte ich nicht erwartet. „Warum können Sie mich nicht hier beschützen?“

„Dafür haben wir nicht genug Personal. Wir können Sie unmöglich rund um die Uhr beschützen. Aber wir können

Sie woanders hinbringen – an einen Ort, wo diese Leute Sie nicht finden.“

Der Vorschlag gefiel mir überhaupt nicht. „Ich habe es so satt zu fliehen“, sagte ich.

Die Beamten antworteten nicht.

Gerade hatte ich angefangen, mich endlich wieder zu Hause zu fühlen, und jetzt sollte ich wieder weg.

Die ersten paar Tage nach den Anrufen sagte ich jedem, der es hören wollte, dass ich nicht daran dachte, umzuziehen, aber ich wusste: *Früher oder später musst du hier weg*. Als Gordon mich nach einer Woche wieder besuchte und mir sagte, dass es für meine eigene Sicherheit wie die meiner Tante besser war, dass ich ging, gab ich endlich nach.

Meine eine Bedingung, als ich im Polizeirevier saß und mit den Beamten sprach, war, dass ich unbedingt zu Christen wollte, die verbindlich zu einer Gemeinde gehörten. Wenn ich wirklich untertauchen musste, dann nur bei Menschen, die mir im Glauben helfen konnten.

„Okay“, sagte die Polizistin, die sich mir als Detective Moore vorgestellt hatte. „Geben Sie mir eine Liste aller Städte und Ortschaften in Großbritannien, wo Sie schon gewesen sind. Ich möchte wissen, wo Sie alles Bekannte haben bzw. bekannt sind.“

...